

Rose Tremain



it

Rosie

Szenen aus einem
verschwundenen Leben

insel taschenbuch 4849

Rose Tremain

Rosie



Geboren 1943 in London, ist Rose Tremain umgeben von zerstörten Familien und einer Stadt in Trümmern. Vordergründig ist ihre Familie zwar intakt, doch fehlt es an Zuneigung und Liebe. Ihre einzige Vertraute ist das Kindermädchen Vera, die für Rose wie eine Mutter ist. Ihre »richtige« Mutter Jane hingegen steckt ihre Töchter kurzerhand ins Internat, denn sie will die verlorene Zeit nachholen, hat der Krieg ihr doch die Jugendjahre genommen. Im Internat knüpft Rose prägende Freundschaften – vor allem aber findet sie das, was für ihr Leben bestimmend sein wird: den unbedingten Willen, zu schreiben.

Rose Tremain veröffentlichte Kurzgeschichten und Romane, für die sie u. a. mit dem Orange Prize for Fiction ausgezeichnet wurde, schrieb aber auch für Film, Funk und Fernsehen. Ihr Roman *Zeit der Sinnlichkeit* wurde 1995 mit Robert Downey Jr., Hugh Grant und Meg Ryan verfilmt (*Restoration*). Rose Tremain lebt in London und Norwich.

Christel Dormagen studierte Anglistik und Germanistik. Sie übersetzte u. a. Bücher von Anne Tyler, Carol Birch und Daphne du Maurier. Christel Dormagen lebt in Berlin.

Rose Tremain

Rosie

*Szenen aus einem
verschwundenen Leben*

Aus dem Englischen von
Christel Dormagen

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 2018 unter dem Titel *Rosie. Scenes From a Vanished Life* bei Chatto & Windus, London, an imprint of Vintage, part of Penguin Random House.

Nachweis der Zitate: Seite 56: Rose Tremain, Die Verwandlung der Mary Ward. Aus dem Englischen von Elfie Deffner. Suhrkamp, Berlin 2014, S. 315. Seite 115: An den Herbst. In: John Keats: Gedichte. Übertragen von Gisela Etzel. Insel-Verlag, Leipzig 1910, Seite 147. S. 117: William Shakespeare, Romeo und Julia, folgt der Schlegel-Tieck-Übersetzung. Seite 120: John Masefield, Das Mitternachtsvolk. Aus dem Englischen übersetzt von Hans J. Schütz; Klett-Cotta, Stuttgart 1989, S. 73. Seite 158: John Milton, L'Allegro, in : O. H. von Gemmingen, Für feine Freunde; Leipzig 1921. Neuauflage, ursprüngl. Mannheim 1822.

Die Rechte an sämtlichen Fotografien liegen bei der Autorin.

Erste Auflage 2021

insel taschenbuch 4849

© der deutschen Ausgabe Insel Verlag Berlin 2020

© Rose Tremain 2018

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch
Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-68149-6

*In Erinnerung an Vera Sturt (»Nan«)
und für meine geliebten Enkelkinder
Archie und Martha Rose*

Inhalt

Paradies	9
Verstoßen	37
Mutter	53
Ein Engel	84
Das Englischzimmer	107
Teenagemusik	136
Miltons Gegensätze	158
»Titten gen Tal«	187
Nachwort	210

Paradies

Daran kann ich mich erinnern: wie ich in meinem Kinderwagen liege und in einen weißen Himmel blicke. Am Himmel sind Striche gezogen, wie Notenlinien. Flatternde Schatten sinken herab und landen auf den Linien: Vögel auf Telegrafendrähten.

Meine Mutter hat immer behauptet: »Daran kannst du dich auf keinen Fall erinnern. Babys können gar nichts wahrnehmen, weil sie über keine Wörter verfügen. Dein Gehirn wird so leer gewesen sein wie der Himmel, den du angeblich gesehen hast.«

Ich erinnerte sie jedes Mal daran, dass der Himmel nicht leer war. Er war voller niederstürzender Notenvögel. Sie ließen sich auf den Drähten nieder. Und sie entgegnete dann: »Sei nicht albern. Das hast du erfunden. Deine erste echte Erinnerung – du wirst vielleicht drei oder vier gewesen sein – könnte am ehesten eine an Linkenholt gewesen sein.«

Also gut. Dann eben Linkenholt. Das habe ich klar und deutlich vor Augen. Das große Haus stand auf einem Hü-

gel in Hampshire, wo stets ein starker Wind wehte. Eine Schönheit ist es nie gewesen. Die Farbe seiner korallenroten Ziegel war zu grell. Seine weiß gestrichenen Giebel waren zu massiv. Man fühlte sich an einen klobigen Dreimaster erinnert, der auf den Wellen einer wunderschönen grünen Landschaft ritt. Doch meine gesamte Kindheit hindurch sehnte ich mich danach – nach dem Moment, wenn ich durch die schwere Haustür trat und das vertraute Parfüm einatmete. Was war das für ein Parfüm? Eine Mischung aus Bienenwachsmöbelpolitur, Metallputzmittel, französischen Zigaretten und Hunden. Es war der Geruch von Heimat.

Es war nicht meine Heimat.

Gut Linkenholt gehörte meinen Großeltern Roland und Mabel Dudley. Meine ältere Schwester Jo und ich fuhren nur dreimal im Jahr dorthin – in den Weihnachtsferien, zu Ostern und im Sommer. Doch unsere Liebe zu dem Haus war unermesslich. Unser Alltag im dunklen Nachkriegslondon war smogbelastet, beengt und eingeschränkt auf den Schulweg, den Gang zu dem italienischen Laden an der Ecke, den verrußten Parks, der Rollschuhbahn und den Badeanstalten. Aber in Linkenholt waren wir frei. Rund um das Haus auf dem Hügel erstreckten sich 800 Hektar kalkhaltigen Ackerlands, das unserem Großvater gehörte und wo wir in Kordhosen, manchmal auch, wenig überzeugend, als Indianerhäuptlinge verkleidet, auf unseren Raleigh-Fahrrädern umherstromern durften. Diese Felder und Wälder gehörten in den 1950er Jahren mit zu den schönsten Englands. Es ist keine Übertreibung, wenn ich behaupte, dass unser Londoner Leben uns häufig

wie eine Art Exil erschien, dem wir sehnlichst zu entkommen suchten, wie ein dunkler Traum, aus dem wir erst in Linkenholt erwachten.

Und dann waren wir endlich da: krochen im Morris Traveller unserer Mutter in einem niedrigen Gang den Linkenholt-Hügel hinauf, fuhren langsam durch das Dorf Linkenholt, vorbei an der Molkerei, am sehr kleinen Cricket-Gebäude, an der Kirche, in der ich getauft wurde, dann die gekieste Einfahrt entlang, an deren Rand drei gewaltige Ulmen wie unruhige Riesen standen.

Und nun der Empfang. Jill, die überfütterte Springer-Spanielhündin, die bellt. Die Haustür, die sich öffnet. Das langsame Erscheinen von Granny und Grandpop im Eingang. Kurzer Kontakt mit dem tabakgetränkten Geruch ihrer Kleidung und mit ihrer Haut – straff und glänzend auf Grandpops Schädel, weich und pudrig bei Granny mit ihren in teigige Falten gesunkenen Wangen –, und dann im Sturmschritt an ihnen vorbei, dorthin, wo wir so sehnsüchtig sein wollten, im Haus, spüren, wie es uns aufnimmt. Schließlich das herrliche Geräusch, wenn unsere Füße gegen die Messingstangen der breiten Stufen stießen.

Das Zimmer, das Jo und ich uns teilten, lag im rückwärtigen Teil, mit Blick auf einen Rosengarten und ein wildes Gehölz dahinter, in dem nachts der Wind seufzte. Zum Geräusch des Winds in den Schlaf hinüberzugleiten, in dem Bewusstsein, dass wir »zu Hause« waren und der kommende Morgen das Paradies, von dem wir immerzu träumten, vor uns ausbreiten würde, war ein einziger Glücksrausch.

Linkenholt liebte uns. So kam es mir jedenfalls vor, als ich »Rosie« war, ein sehr junges, ahnungsloses Mädchen. Der Ort schenkte uns seine Seele und seine Herrlichkeit, aber Granny und Grandpop selbst waren todunglückliche Menschen, denen fast nichts geblieben war, mit dem sie uns hätten beschenken können. Sie hatten ihren ältesten Sohn verloren, der ebenfalls Roland hieß und mit sechzehn an einem geplatzten Blinddarm gestorben war. Als das geschah, war er Internatsschüler in Harrow, weshalb sie ihn nicht einmal sterben sahen. Von den beiden übriggebliebenen Kindern – unserer Mutter Jane und unserem Onkel Michael – liebten sie nur Michael. Doch im letzten Monat des Kriegs, im November 1945, wurde Michael Dudley bei Fürstenau in Deutschland getötet. Er war achtundzwanzig. Roland und Mabel lebten weiter, aber sie wurden nie wieder froh.

Ihnen blieb das eine Kind, das mittlere, das Mädchen Jane, das ihnen offenbar nicht die geringste Freude bereitete. Ihre kostbaren Söhne waren tot. Das Wenige, was sie an Zuneigung noch besaßen, schenkten sie Michaels zwei Söhnen Jonathan und Robert, unseren Cousins. Vielleicht hofften sie heimlich, wenn sie Jo und mich in unserem Indianerschmuck über die Zufahrt davonradeln ließen, ein paar Cowboys hätten sich aus Wyoming, USA, nach Hampshire in England verirrt und würden uns erledigen – und damit auch ihren Versuch, Kinder zu lieben, die ihnen kaum etwas bedeuteten.

Das Seltsame war, dass uns das nichts auszumachen schien. Wir waren – jedenfalls meiner Erinnerung nach – nicht so bedürftig, dass wir den Großeltern unbedingt gefallen wollten oder darauf hofften, von ihnen geherzt und

geknuddelt zu werden. Wir liebten Linkenholt, nicht sie. Sie waren reich, und sie hatten um sich herum eine wunderschöne Welt erschaffen, und diese Welt bedeutete uns alles.

Ein kleines Regiment von Dienstboten sorgte dafür, dass diese Welt funkelte. Sie wirbelten unablässig, um die parfümierte Pracht der großen Eingangshalle sowie die Lavendelpfade, die Obstbäume und die Lorbeergänge in dem riesigen Garten in Schuss zu halten. In der Küche bereitete Florence, die Köchin, gewaltige Braten und Nachspeisen zu. In der Milchammer schlug der alte Mr Abbot gelbe Sahne und eine steife, salzige Butter, die köstlicher war als alle, die ich danach gegessen habe. In den Gewächshäusern offerierte uns Tom, der Chefgärtner, mit seinen sanften, erdverdrechten Händen erlesene reife Erdbeeren und Strauchtomaten, die wie exotische Früchte dufteten.

In London aßen wir gewöhnlich sehr viel Brot mit Marmelade, Frühstücksfleisch, *Kraft*-Käsescheibletten, Knäckebrötchen und Cracker, Würstchen im Schlafrock und Büchsenravioli – karges Nachkriegessen, bei dem wir sehr dünn blieben. Hier in Linkenholt verspeisten wir gebratenes Raufußhuhn, gebackenen Schinken in Honigkruste, Rhabarbercreme, Sirupnapfkuchen, Apfelkuchen mit Sahne. Und wir konnten uns ganz und gar auf diese Wunder konzentrieren. Niemand erwartete, dass wir während der Mahlzeiten groß redeten. Ich glaube, man ging davon aus, dass Mädchen nichts zu sagen haben würden. Wir mussten nur gerade sitzen, uns den Mund hübsch mit weißen Leinenservietten abwischen und nach dem Essen Granny fragen, ob wir aufstehen durften. »Können wir nach unten

gehen, Granny?«, sagten wir dann. Aber sie antwortete nie. Sie reagierte immer nur mit einem kurzen finsternen Nicken, das ihr gepudertes Doppelkinn erbeben ließ.

Doch ich glaube, das war uns egal. Ich erinnere mich, dass wir auf der Stelle aus dem Esszimmer, durch die Halle und, vorbei an einem verschlossenen Waffenzimmer, einen langen Flur entlang bis zur Hintertür rannten, wo unsere Fahrräder warteten. Ein, zwei Runden vielleicht um die unruhigen Ulmen, dann ging es fort über die Auffahrt, hinaus ins grenzenlose Grün, durch eine Lärchenlichtung und, die Räder schiebend, einen kalkigen Hügel hinauf in einen großen Wald aus Buchen, Kiefern, Eichen und Eschen, wo Fasane sich fett fraßen für die Jagdsaison. Und wenn wir in aufgekratzterer, verwegenerer Stimmung waren, radelten wir langsam vom Grundstückstor bis ganz nach oben auf den Linkenholt-Hügel, machten einen Moment Pause und schossen dann, so schnell wir konnten, in unglaublichem Tempo den Berg hinunter, vorbei an scheenhaften duftenden Hecken rechts und links und einem hüpfenden klaren Himmel am Augenrand.

Wenn wir unten schliddernd zum Stehen kamen, trafen wir vielleicht auf Mr Carter, den Wildhüter, mit seinem Rudel lebhafter Springer-Spaniels. Die Hunde – es waren fünf oder sechs – rannten uns dann entgegen, und Jo liebte diesen Ansturm. Sie kniete sich hin und tätschelte die Tiere, während ich weglief. Da sie als Jagdhunde abgerichtet waren, dachte ich, sie würden alles kurz und klein beißen, und stellte mir vor, dazu würden wahrscheinlich auch meine Arme und Beine und mein Gesicht gehören. Mr Carter ermunterte mich stets freundlich, die Hunde zu streicheln, aber ich verlor nie die Angst vor ihnen.

Mr Carter war kein Mann vieler Worte. Er lebte allein in einem der Gutshaus-Cottages, einem Haus mit einem seltsam aus dem Dach herauswachsenden Turm. Er war stets freundlich und geduldig im Umgang mit uns. Das galt überhaupt für alle Personen, die für die Dudleys arbeiteten. Sie müssen uns sicherlich lästig, sogar lächerlich gefunden haben – verwöhnte Kinder aus London, die auf teuren Rädern herumsausten und denen jeder Wunsch, den sie äußerten, erfüllt wurde. Aber weil sie die schrecklichen Tragödien miterlebt hatten, die die Dudley-Familie so stark getroffen hatten, begriffen sie vielleicht, wieso unsere Großeltern unfähig waren, liebevoller mit uns umzugehen, und das machten sie nun dadurch wett, dass sie uns mit all der ihnen zur Verfügung stehenden Freundlichkeit bedachten.

Den engsten Umgang hatten wir mit Douglas Abbot, dem einzigen Sohn von Mr Abbot, der sich um die Milchwirtschaft kümmerte. Douglas hatte zwei Rollen, als Butler und als Chauffeur. Er war groß und sehr dünn, hatte eine sanfte Stimme und ließ sich durch die Wutausbrüche unseres Großvaters nicht aus der Ruhe bringen. In einem speziellen Schrank im Esszimmer hatte er extra für uns Orangensaft und Ingwerlimonade stehen. Als wir einmal zusammen mit unseren Cousins Jonathan und Robert im Gehölz hinter dem Rosengarten ein Baumhaus gebaut hatten, kam Douglas mit vier Gläsern Saft auf einem Silbertablett die provisorische Leiter zu unserem Versteck hinaufgeklettert.

Wenn ich über dieses erstaunliche Bild nachdenke, begreife ich eines: Wer einen Teil seiner Kindheit in einem Paradies wie Linkenholt verbringt, den trennt ein Schleier

von der Welt, wie sie in Wahrheit ist, die er doch zu lernen hat. Später hebt sich dieser Schleier.*

Zu Weihnachten gehörten in Linkenholt verheißungsvolle Vorbereitungen.

Jedes Jahr durften Jo und ich einen winzigen Weihnachtsbaum in dem Gehölz hinterm Haus ausgraben und ihn eingetopft in unser Schlafzimmer stellen. (Im Januar wurde er dann wieder im Wald eingepflanzt.) Wir schmückten ihn mit allerlei Gebasteltem: den Ähren von Flusshafer, dessen Samenköpfe wir in buntes Bonbonpapier hüllten; mit Glitzerpulver bestäubte Kiefernzapfen und Zweige; aus Schokoladensilberpapier ausgeschnittene Girlanden.

* In meinem ersten Roman *Sadler's Birthday* (1976), den ich mit 32 schrieb, als ich nicht mehr »Rosie«, sondern schon Rose war, die angehende Schriftstellerin, versuchte ich, mit meinen schwachen Mitteln einen Ausgleich zu schaffen für die Gesellschaftsstrukturen, die auch noch im England der späten 1940er und 1950er existierten. Das Buch handelt von Jack Sadler, einem Butler, der das große Haus, sein »Linkenholt«, erbt, in dem er einst Diener war. Die Rollen werden absichtlich umgekehrt. Doch solche Umkehrungen können für die Menschen, die eigentlich von ihnen profitieren, zum Verhängnis werden. Sadler stellt fest, dass er unfähig ist, das Leben seiner einstigen Arbeitgeber zu kopieren. Er kann es nicht, weil er es nicht über sich bringt, *Dienstboten einzustellen*. Und so leidet er in doppelter Hinsicht: Er ist unerträglich einsam, und um ihn herum verkommen nach und nach Haus und Grundstück. Ihn selbst hält die Erinnerung an seine einzigen Lieben am Leben: an seine vergötterte Mutter und an seine verzweifelte, verbotene Liebe zu Tom, einem Londoner Jungen, der während des Kriegs im Haus evakuiert war. Seine Welt ist voller Geister. Das einzige lebende Wesen, das ihm Trost spendet, ist sein namenloser Hund. Weihnachten verbringt er ganz allein.

Wir dekorierten unser Zimmer mit selbstgemachten Papierketten und mit Seidenpapierglöckchen von Woolworth in der Londoner King's Road. Wir arrangierten unser Spielzeug um den Baum: mein Schweinchen und dessen beide Stoffpuppenfreunde Mary und Polly, die ich selbst gemacht hatte, komplett mit aufwendiger Garderobe; Jos Hund Diggles und seinen Gefährten Little Bear. Wir stellten sie aufrecht hin, damit sie unsere Dekorationen bestaunen konnten. Mary und Polly trugen dazu ihre Cocktailkleider.

Unten in der Bibliothek wartete der andere, der richtige Weihnachtsbaum. Er war sehr groß und streckte seine breiten, duftenden Arme weit in den Raum hinein. Der Baumschmuck, den wir an ihm am schönsten fanden, waren seltsame pastellfarbene viktorianische Engel mit verängstigten Gesichtern und langen fließenden Gewändern aus Pferdehaar.

Nachdem die tiefe, pechschwarze Dunkelheit uns in einen langen Schlaf gewiegt hatte, lagen, wenn wir am Weihnachtsmorgen erwachten, schwere, volle, raschelnde Strümpfe am Fußende unserer Betten. Wir packten sie immer allein in unserem Zimmer aus, da wir angewiesen waren, die Erwachsenen ausschlafen zu lassen (vermutlich nach ihrem feuchten Gelage am Weihnachtsvorabend).

Bei den Strümpfen handelte es sich um die schweren Wollsocken von der Art, wie Roland Dudley sie beim Jagen trug. Und die kleinen Geschenke waren in Seidenpapier eingewickelt: Schokoladenzigaretten, winzige Möbel für unser Puppenhaus, Buntstifte, Matchboxautos, Dauerlutscher, Päckchen mit Abziehbildern und Mandarinen ganz unten im Strumpf ... Irgendwann pflegte unsere Mutter zu

erscheinen, um zu prüfen, ob wir für das Weihnachtsfrühstück auch sauber und ordentlich aussahen. Wahrscheinlich rauchte sie dabei ihre erste du-Maurier-Zigarette des Tages in einer langen schwarzen Spitze.

Sie war sehr pingelig mit unseren Haaren. Jos Haar war irrsinnig lockig – »hoffnungslos«, sagte unsere Mutter. Sie konnte sich nicht erklären, woher diese Locken stammten. (Einmal ärgerten wir sie und schlugen vor, Jo sei afrikanischer Abstammung.) Mein Haar war einfach sehr glatt und widerspenstig und musste zu Büscheln gebunden oder mit einer Schildpatthaarspange gebändigt werden, die immer wieder aufging. Mutter musterte uns dann von oben bis unten. Auf eine Weise, die ich nicht zu ergründen vermag, enttäuschten wir sie. Hatte sie sich Jungen gewünscht, von ihren Eltern gar quasi geerbt, dass sie nur Jungen fähig war zu lieben? Hatte sie womöglich in den vier Jahren zwischen Jos und meiner Geburt durch eine Fehlgeburt einen Jungen verloren? Ich werde es nie wissen. Ich erinnere mich nur daran, dass diese Enttäuschung von langer Dauer war.

Das Weihnachtsfrühstück ist eine meiner schönsten Linkenholt-Erinnerungen. Die Sonne fiel zwischen den Fensterecken in das nach Süden gehende Esszimmer auf die Mahagonianrichte, wo Douglas Scheiben von einem Knochenschinken säbelte und uns auf feinen Porzellantellern vorlegte. In meinem Haus in Norfolk essen wir, wenn meine Tochter mit ihrer Familie über die Feiertage kommt, immer noch Schinken am Weihnachtsmorgen. Überhaupt haben wir etliche kleine, unvergessene Rituale aus Linkenholt übernommen und halten sie so lebendig. Zum Beispiel

wickeln wir die kleinen Geschenke in den Strümpfen für die Enkelkinder auch heute noch in Seidenpapier ein.

Nach dem Schinkenfrühstück zogen wir immer unsere besten Mäntel an – die von Hayford aus der Sloane Street mit den kleinen Samtkragen – und wanderten zur Linkenholter Kirche, jenem Ort, wo ich getauft worden war und Jo, die während der Taufzeremonie eine Kerze halten sollte, in einem ihrer verträumten Momente wegdriftete und ihre widerspenstigen Locken in Brand steckte. Gewöhnlich las unser Großvater eine der Bibelstellen. Granny rührte sich nie von ihrer Kirchenbank. Mit unbeweglichem Gesicht saß sie da, ein seltsames schlaffes Samtbarett auf dem Kopf, und starrte auf die Gebinde aus Stechpalmen und Efeu. Mit Sicherheit dachte sie an ihre toten Söhne. *In the bleak midwinter. O little town.**

Die St. Peterskirche in Linkenholt ist ein kleines Feldsteingebäude, das in der Mitte der einzigen Dorfstraße steht, etwas zurückgesetzt hinter uralten Eiben, mit einem germanischen »Hexenhut«-Turm und einem kaum besuchten Friedhof. Als unsere Großmutter starb, ließ Roland Dudley ein überdachtes Friedhofstor zu ihrem Gedenken errichten. Als er dann selbst starb, wurde eine zweite Marmortafel an dem Tor angebracht. Und nach dem Tod meiner Mutter erwirkten mein Stiefbruder, Sir Mark Thomson (in der Familie immer »Mawkie« genannt), und ich die Erlaubnis des Pfarrers und der Kirchenältesten, zwei weitere Tafeln für Jane und ihren zweiten Ehemann, Mawkies Vater, Sir Ivo Thomson, hinzuzufügen. Janes Asche

* Gedicht von Christina Rossetti und beliebtes Weihnachtslied (AdÜ).